

A detailed illustration of a sailing ship's deck, showing several crew members in period clothing working with ropes and masts. The scene is set on a wooden deck with a complex rigging system. The background shows a turbulent sea with white-capped waves under a cloudy sky. The overall style is that of a classic woodcut or engraving.

CLASSICS TO GO
**WAS DER
KAPITÄN ERZÄHLT**

FRIEDRICH MEISTER

Was der Kapitän erzählt

Friedrich Meister

Erster Teil



Erstes Kapitel. Auf Helgoland.

»Wo mag nur Erich heute wieder so lange bleiben, lieber Wilhelm,« sagte Frau Doktor Walder, als sie an einem stürmischen Novemberabend in das Studierzimmer ihres Gatten trat, und mit besorgtem Ausdruck auf dem lieben, milden Antlitz durch die Fenster auf das Unterland der Helgoländer Felseninsel und die weite, tief unten brüllende Nordsee blickte.

»Ängstigst du dich wieder um deinen wilden Jungen, Mamachen?« erwiderte der Doktor, sein Buch niederlegend, und umschlang liebevoll die zarte Gestalt, »er ist ja schon zwölf Jahre alt und kommt nicht mehr so leicht zu Schaden. Was sollte ihm denn auch passieren, auf das Meer fährt er nicht wieder ohne meine Erlaubnis im kleinen Ruderboot hinaus, seit ich ihm das streng verboten habe, denn wenn auch unternehmend und waghalsig, ist er doch stets ein braver, gehorsamer Sohn. Wahrscheinlich wird er auf der Heimkehr von seinen englischen Stunden im Hause des Gouverneurs am Falm bei den Fischern stehengeblieben sein, die in der Dämmerung, als ich vorüberging, zu Dutzenden ein Schiff in der Ferne beobachteten, das von den hochgehenden Wogen hin und her geworfen, den Eingang der Elbe zu erreichen suchte und in großer Gefahr war, den bösen Seehundsklippen zu nahe zu kommen, auf denen schon so mancher stolze Dreimaster zerschellt wurde.«

»Gott bewahre die arme Besatzung!« rief Frau Walder erbleichend, »lieber Mann, wie beunruhigt mich Erichs täglich' zunehmende Vorliebe für das Meer und sein heißer Wunsch, einmal Seemann zu werden!«

»Das mußt du überwinden, liebes Kind,« sagte der Doktor freundlich, aber mit ernsterem Ausdruck auf seinen gütigen, männlich schönen Zügen, »ich habe dir ja oft gesagt, daß es mir auch nicht lieb wäre, wenn er sich diesen Beruf wählen würde, aber wir dürfen es ihm nicht verbieten, wenn er wirklich einmal ernstlich darauf bestehen sollte. Ich möchte ihn am liebsten zu einem tüchtigen Arzt erziehen, als solcher kann er ja auch, wie ich in meiner Jugend, als Reisebegleiter eines Fürsten oder eines andern reichen Herrn, auch als Schiffsdoktor die weite Welt kennen lernen.«

»Ja, von seinem Papa hat er diese unbezwingliche Reiselust offenbar geerbt,« sagte sie lächelnd, »und ich habe auch gewiß nichts dagegen einzuwenden, nur möchte ich nicht, daß er Seemann wird, und ein so ruheloses Leben voll steter Gefahren, immer in weiter Entfernung von uns, führt. Dazu der harte Anfang für so einen armen Schiffsjungen, der auf deutschen Fahrzeugen, wie ich gehört, mehrere Jahre von den Matrosen manchmal geradezu mißhandelt und zu den größten Arbeiten angestellt wird. Aber ich hoffe, daß seine heiße Liebe zum deutschen Vaterlande und die Rückkehr in die Heimat seiner Eltern, wo er geboren und die ersten Kinderjahre so glücklich verlebte, ihn bald wieder auf andere Gedanken bringt. – Das allein tröstet mich etwas bei der Aussicht auf die bevorstehende Trennung.«

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und der Gegenstand der mütterlichen Sorge, ein frischer, fröhlicher Knabe mit strahlenden, blauen Augen und dunkellockigem Haar, stürmte herein, übergab dem Vater einige Briefe und Zeitungen, welche die Postschaluppe mitgebracht und ihm vom Boten am Falm übergeben waren, und dann erzählte er der Mutter die Erlebnisse der letzten Stunden. Mit freudiger Teilnahme hörte sie ihm zu, alle vorhergegangene Sorge war vergessen, erkannte doch das Mutterherz mit Stolz und Wonne, daß ihr Erich nicht allein ein schöner, kluger, sondern auch ein braver, gutmütiger Junge sei. Wie feurig schilderte er ihr seine Angst um die Menschen auf dem gefährdeten Schiffe, und seine Freude, als die erfahrenen Fischer am Falm, die dasselbe durch ihre Fernrohre beobachteten, ihm endlich versicherten, daß es nach hartem Kampfe mit Sturm und Wogen, den Seehundsklippen entgangen, und in das richtige Fahrwasser zum Elbeingange gelenkt sei.



Doktor Walder hatte indessen seine Briefe gelesen, und das vierte Glied der Familie, die kleine, liebliche, blondlockige Helga sprang herein, um das fertige Abendessen anzumelden.

Ja es war eine sehr glückliche Familie, die das idyllische Schweizerhäuschen bewohnte, das mit umlaufenden Galerien hart am Felsenabhänge auf dem Oberlande von Helgoland erbaut war.

Doktor Walder und seine bedeutend jüngere Gattin waren in dem grünen Harzgebirge geboren, und als Sohn eines unbegüterten Arztes, in der armen Bergstadt Klausthal, hatte er in seiner Jugend hart gearbeitet und mit den Sorgen des Lebens gekämpft, um seine Studien zu vollenden. Wohlwollende Beschützer hatten dann den tüchtigen jungen Doktor einem reichen Bremer Kaufherrn als Reisebegleiter für dessen einzigen Sohn empfohlen, mit dem er die weite Welt durchfahren, und als er nach Jahren heimkehrte, unterstützte er seinen alten Vater in dessen Praxis. Arme Bergleute und ihre Familien waren seine Patienten, und seine Einnahme reichte lange nicht aus, um sich einen eigenen Herd zu gründen. So wurde er über vierzig Jahre alt, bis er imstande war, die zarte liebliche Tochter des Predigers in einem benachbarten Dorf als Gattin heimzuführen. Leider wurde sie nach einigen Jahren sehr kränklich; ihr Halsleiden machte ihm viele Sorgen, und dankbar nahm er deshalb die Einladung seines alten Onkels an, der als unverheirateter Arzt seit vielen Jahren auf Helgoland lebte und ihn aufforderte, mit der jungen Frau und ihrem kleinen dreijährigen Sohne Erich für den ganzen Sommer auf die idyllische Nordseeinsel zu kommen und ihn, da er nachgerade alt werde, in der Badezeit bei der Behandlung seiner Patienten zu unterstützen. Mutter und Kind erholten sich in der frischen, stärkenden Seeluft wunderbar; mehrere Sommer wurde der Aufenthalt dort wiederholt. Erich war der Liebling des alten Onkels geworden, und als ihm in seinem sechsten Jahre auf Helgoland zu seiner großen Freude ein kleines Schwesterchen geschenkt wurde, die der Insel zuliebe den Namen Helga erhielt, - da war das Glück der Familie vollkommen.

Der Onkel hätte sie gern das ganze Jahr über bei sich behalten, aber dazu konnte sich Doktor Walder nicht entschließen, teils weil er als glühender Patriot sein deutsches Heimatland nicht ganz verlassen mochte, um für immer auf einer zu England Helgoland wurde erst am 15. Dezember 1890 von England an Deutschland abgetreten. gehörenden Insel zu leben, besonders aber, weil sein alter Vater anfang, sehr schwach zu werden, und in dem rauhen Harzwinter seine Patienten nicht ohne Beistand behandeln konnte.

Als Erich zehn Jahre alt war, traf die Familie binnen sechs Monaten ein doppelter Verlust, der alte Doktor Walder starb im Frühjahr, und sein Sohn war gezwungen, alle Patienten einem jungen Kollegen zu überlassen, da ein Brief aus Helgoland ihm meldete, daß auch sein alter Onkel erkrankt sei. Da kein zweiter Arzt dort war, mußte er sofort, früher als gewöhnlich, mit seiner Familie nach der Insel reisen, um ihn zu pflegen. Er erkannte bald, daß er ihn in nicht ferner Zeit verlieren würde. Wohl erholte sich der alte Herr noch so weit, daß er das Bett verlassen, und sich den Sommer über auf der Altane und im hübschen Gärtchen an den fröhlichen Kindern erfreuen konnte, aber beim Eintritt der rauhen Herbstwinde fühlte er sein Ende nahe und bat den Neffen dringend, nun ganz auf Helgoland zu bleiben, er wolle ihm dann nicht allein seine Patienten, sondern auch sein hübsches Schweizerhaus mit der ganzen Einrichtung als Erbteil hinterlassen. - Doktor Walder kämpfte einen schweren Kampf, es ward ihm nicht leicht, seine heißgeliebten grünen Berge für immer aufzugeben - und dennoch - ein Blick auf das zarte Antlitz der Gattin und ihr Ebenbild, die kleine Helga, die Ueberzeugung, daß die nun jahrelang gewohnte Seeluft ihrer Gesundheit notwendig sei, half ihm, seine eigenen Wünsche zu unterdrücken. Er willigte ein, der Onkel machte sein Testament, setzte ihn zum Haupterben ein, bestimmte ihm sein Haus, und den

übrigen Verwandten nur ein kleines erspartes Kapital. Es war dem alten Herrn eine große Freude, daß der Neffe, den er hochschätzte, fortan alle seine Pflichten übernehmen und die kleine Familie, die ihm sein Alter verschönt hatte, nun stets in seinem lieben, selbst erbauten Häuschen leben würde. Wenige Wochen nach diesen Bestimmungen wurde der Greis auf dem kleinen Friedhof zur letzten Ruhe bestattet, tief betrauert, nicht nur von Doktor Walder und den Seinigen, sondern von allen Helgoländern, die er ebenso sehr geliebt wie die einsame Felseninsel inmitten der wilden Nordsee, auf der er fünfzig Jahre gelebt hatte.

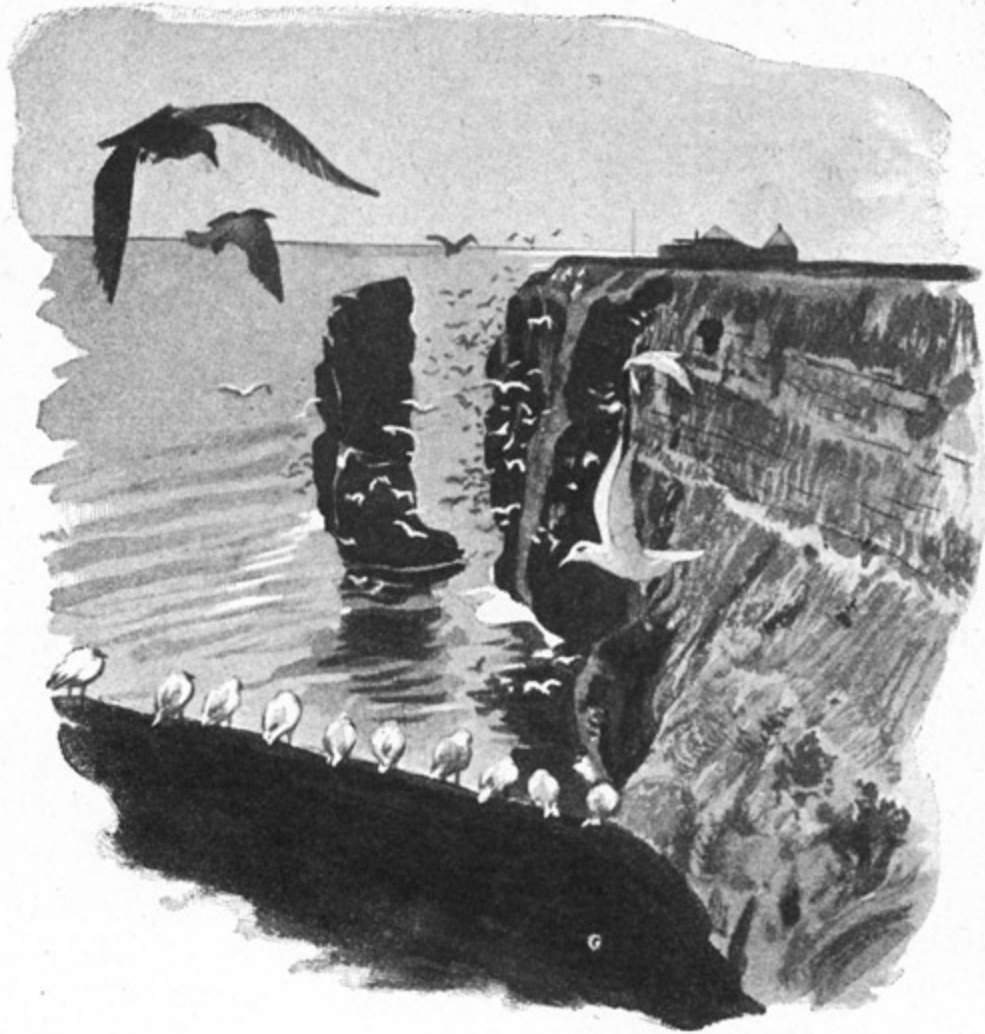
Ja, Helgoland hat einen eigentümlich fesselnden Reiz für alle, die einmal die frische, stärkende Seeluft, das ungezwungene Leben daselbst genossen haben, das beweisen die Tausende von Badegästen, die alljährlich dort Erholung suchen. Niemand vergißt jemals den wunderbaren Anblick, wenn man mit dem Dampfschiffe von Bremerhaven oder Hamburg kommend, zum ersten Male diesen schroffen, viel zerklüfteten, sechsundsechzig Meter hohen Felsen inmitten der unermeßlichen Wasserfläche erblickt, der von wilder Brandung umtost, mehr und mehr abbröckelt, und sicher einst einmal ganz von der brausenden Nordsee verschlungen wird.

Unzählige Seemöwen und andere hellfarbige Vögel nisten auf den roten Klippen, und flattern in großen Schwärmen über den blaugrünen Wogen hin und her oder setzen sich auf die gewaltigen, phantastisch gestalteten Felskolosse, die vor den andern Klippen weit vorspringen, oder wie der sogenannte »Mönch«, »die Kanzel«, »der Pastor«, im Laufe der Jahrtausende ganz von der Insel losgerissen sind.

Am besten sieht man die seltsamen Formen der Felsenriffe, die tiefen unheimlichen Grottentore - von den Insulanern »Gatte« genannt - bei einer Rundfahrt um die ganze Insel,

wie die Badegäste sie besonders gern bei Meerleuchten und Vollmondschein unternehmen, oder bei der alljährlich einigemal veranstalteten bengalischen Beleuchtung dieser Grotten. Solch einen Anblick vergißt man nie im Leben, ebensowenig wie den Sonnenuntergang auf der nordwestlichen Endklippe des Oberlandes. Wohl nirgends ist derselbe so erhaben schön als hier, wo man eben nichts sieht als das unermeßliche Meer, das purpurn und goldig gefärbt erscheint, unter den letzten Strahlen der Abendsonne, die dann langsam wie eine große feurige Kugel in der Ferne versinkt.

Selbst der redseligste Zuschauer verstummt bei diesem Anblick und tritt, in ernste Gedanken versunken, den Heimweg an durch die sogenannte Kartoffelallee, besucht aber zuvor die nicht weit von der Nordspitze errichtete Nebelsignalstation, welche die vorüberfahrenden Schiffe durch alle zehn Minuten abgefeuerte Knallraketen bei Nebel vor der Nähe der gefährlichen Riffe vor Helgoland warnt. Mancher Schiffbruch ist schon durch diese segensreiche Einrichtung verhütet worden, ebenso durch den achtzehn Meter hohen, auf dem Oberlande erbauten Leuchtturm, dessen strahlendes, von einer sechsdochtigen Lampe mit Spiegelreflektoren gespendetes Licht, auf zwanzig Seemeilen Entfernung zu sehen ist. Nahe dabei liegt der alte, von den Hamburgern im Jahre 1670 erbaute Leuchtturm, jetzt nur noch als Signalstation für die Schiffer verwendet, auf dessen umlaufenden Ruhebänken die fremden Kurgäste gern die wundervolle Rundsicht auf den unermeßlich weiten Wasserspiegel genießen.



In dem Hügel, auf dem das alte Gebäude steht, fand man Urnen und Gebeine, ebenfalls im sogenannten »Moderberg« nahe der Südspitze, wo die Kanonen aufgestellt sind. Ein gut erhaltenes männliches Skelett von zwei Gipsplatten umschlossen, wurde dort ausgegraben, nebst einer Bronzewaffe und zwei goldenen Spiralringen, die im Museum von Kopenhagen aufbewahrt werden. Sachverständige hielten das Grab etwa tausend Jahre alt, und man nimmt an, daß es die Ueberreste des Friesenkönigs Ratbod enthielt, der zu jener Zeit auf der Insel lebte.

Von der Südspitze gelangt man in die Hauptstraße des Oberlandes, die sich hart am Felsenabhang, mit einer Mauer

versehen, die ganze Ostseite entlang zieht, dort sind die besten Logierhäuser mit gar herrlicher Aussicht auf das Unterland und weit hinaus über die Dünen und das Meer. Von früh bis spät stehen hier »am Falm« die älteren Schiffer und Lotsen, mit der kurzen Pfeife im Munde, und spähen unverwandt nach fernen Segeln und Schiffen in Not und Gefahr, denen dann die von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger angestellte Küstenwache mit ihren vorzüglichen Rettungsapparaten trotz Sturm und Wogengebrüll zur Hilfe eilt, denn die Helgoländer Schiffer trotzen mutig jeder Gefahr. Sie sind überhaupt biedere, prächtige Menschen, groß und kräftig gebaut, aber von ernstem Wesen, und haben sich fast alle auf ihren weiten Reisen als Seefahrer und im Verkehr mit den vielen Fremden, welche die Insel besuchen, eine gewisse Bildung und Menschenkenntnis erworben. Verbrechen sind bei ihnen unerhört, und es hat noch nie ein Gefängnis auf Helgoland existiert. Sie sprechen einen friesischen, für die Badegäste schwer verständlichen Dialekt, aber Gottesdienst und Schule finden in deutscher Sprache statt. Die etwa 2300 Einwohner hängen alle sehr an den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren, nur die kleidsame Nationaltracht ist bei der jüngeren Generation durch den Fremdenverkehr sehr verdrängt worden. Den »Peik«, das ist der kleidsame scharlachrote Rock unten mit breitem Bande besetzt, sieht man nur noch bei den alten Frauen, die eine lange schwarze Schürze und den schwarzen, vor der Sonne schützenden Helgoländer Hut mit auf den Rücken herabfallendem Zipfel dazu tragen. – Sie sind ein sehr tanzlustiges Volk, und viele Kurgäste besuchen weit lieber die Tanzlokale »Im grünen Wasser« und »Zur Meereswooge«, wo sie die hübschen, schlanken Insulanerinnen mit den jungen Fischern tanzen sehen, als die Bälle im großen Saale des Konversationshauses, der achthundert Personen fassen kann. Derselbe befindet sich im Unterlande, das durch eine hundertundneunzig Stufen hohe, sehr breite, mit

Ruhebänken versehene Treppe mit der oberen Stadt verbunden ist; außerdem besteht seit 1885 ein durch Dampfmaschine betriebener Personenaufzug, dessen zwei Fahrstühle je zwanzig Personen fassen. Das ist jedenfalls für die Fremden eine bequemere Beförderung, als die bei brennender Sonne sehr beschwerliche, schattenlose Treppe, die früher bei der Rückkehr vom Bade mittags und dann wieder abends zu den verschiedenen Vergnügungslokalen doch gar zu anstrengend war, denn auch das sehr elegant eingerichtete Theater, sowie Leihbibliothek, Lesesäle und Kaufläden befinden sich im Unterlande, während die meisten Fremdenwohnungen oben sind.

Als Erich Walder erfuhr, daß er fortan immer auf Helgoland bleiben müsse, nicht mehr wie sonst im Herbst in die grünen Tannenwälder des Harzes zurückkehren sollte, war er tief betrübt; er liebte wohl sehr die hohe Felseninsel, und vor allem das weite, wogende Meer, – aber sein Heimatland ging ihm doch über alles, dazu die Schulkameraden in der teuren Vaterstadt in den Bergen, und sein geliebter Klassenlehrer Dr. Bucher, der es so meisterhaft verstand, seine Schüler in der Weltgeschichte zu unterrichten. Sie alle sollte er nun verlieren! – Das war die erste schwere Prüfung in seinem jungen Leben, und der sonst so heitere Knabe war für mehrere Wochen völlig niedergeschlagen und in sich gekehrt. Seine Eltern boten alles auf, um ihn zu zerstreuen, ihm die neue bleibende Heimat angenehm zu machen und waren sehr erfreut, als der alte kinderlose Gouverneur gerade um diese Zeit seinen Abschied nahm, und die englische Regierung seine Stelle einem Offizier übergab, der früher lange in Indien gedient hatte, und seine jungen Töchter und zwei Söhne in Erichs Alter nun aus dem englischen Institut nahm, und mit nach Helgoland brachte. Er hielt denselben einen englischen Hauslehrer, und als sich bald eine warme Freundschaft zwischen den beiden Familien entspann, wurde vereinbart, daß Erich den Unterricht mit

den beiden Knaben des Gouverneurs und dem einzigen Sohne des zweiten Predigers, der sie Weltgeschichte, Geographie und andere Wissenschaften lehrte, sowie die englischen Sprechstunden bei dem Erzieher teilen sollte. Er lernte nun ebenso fleißig als früher in der Klauenthaler Schule, gewann seine neuen Kameraden lieb, und sein alter Frohsinn kehrte bald zurück. Der frische und dabei so gutherzige Sohn des allgeehrten Doktors wurde nach und nach der Liebling aller Inselbewohner, und besonders ein alter biederer Seemann, der nach langjähriger Abwesenheit vor kurzem mit einem kleinen, fremden, sechsjährigen Mädchen, das er bei einem Schiffbruch rettete, auf die heimatliche Insel zurückgekehrt war, wurde Erichs bester Freund. Die Frau desselben hatte nach dem Tod ihres einzigen Kindes, das einsame Leben bei der steten Abwesenheit ihres Mannes nicht aushalten können, und deshalb im Unterlande am Fuße der Treppe ein kleines Handelsgeschäft mit gemischten Waren angefangen, das sehr gut ging und sich immer mehr vergrößerte. Sie lieferte besonders den Frauen Kleidungsstücke und andere notwendige Artikel für die Haushaltung, den fremden Kurgästen hübsche Kleinigkeiten und Andenken an die Insel, aus Muscheln verfertigt, und alle unterhielten sich gern mit der klugen, freundlichen Frau, die bald für Erich und seine kleine Schwester Helga eine große Vorliebe faßte. Frau Doktor Walder kam selten ins Unterland, schickte meistens die Kinder hinab, um bei Frau Hamke ihre Einkäufe zu besorgen, die an Sonntagen auf dem Kirchwege häufig im Doktorhause vorsprach, um nachzufragen, ob etwas Besonderes notwendig sei, das sie durch die Postschaluppe von Hamburg mitbringen lassen wolle.

Als nun ihr Gatte nach langjährigen Irrfahrten in fremden Meeren und Ländern endlich zu ihrer großen Freude zurückgekehrt war, und ihr noch dazu ein kleines Pflögetöchterchen mitgebracht hatte, meldete sie dies frohe

Ereignis gleich dem auf dem Wege zur Post vorbeigehenden Erich, und gern versprach er ihrer Einladung, am nächsten Sonntag auf einige Abendstunden zu kommen, Folge zu leisten. Es war ihm zu interessant, die kleine Marie zu sehen, den alten Hochbootsmann oder Quartermeister kennen zu lernen und aus seinem Munde die wunderbare Geschichte ihrer Rettung zu hören, die mit vielen Zusätzen auf der ganzen Insel besprochen wurde.

Zweites Kapitel. Mariens Rettung.

Am kalten, stürmischen Sonntagnachmittage hatte Erich für den Papa Briefe auf die Post zu tragen, welche die Schaluppe am andern Morgen mit nach Kuxhaven nehmen sollte; der kurze Wintertag neigte sich bereits zu Ende, und Erich bat die Mama, sich nicht um ihn zu ängstigen, wenn er lange fortbleibe, da ihm heute der alte Hamke sein letztes Abenteuer erzählen wolle.

Der biedere Seemann hatte sich gerade sein Pfeifchen gestopft, die Gattin ihm ein warmes Glas Grog bereitet, und die kleine Marie saß hochbeglückt durch eine wunderschöne Puppe mit langen Flechten – das erste Geschenk der neuen Pflegemutter – auf seinen Knien und bewunderte ihr herrliches Spielzeug, als Erich, die Schneeflocken abschüttelnd, eintrat.

»Das ist schön, junger Herr!« rief der einstige Quartermeister, ihm die Hand schüttelnd, »recht schön von Ihnen, daß Sie den zweiten Robinson Crusoe gleich einmal aufsuchen, denn wie jener habe ich erst vor kurzem auf einer einsamen Insel im großen Weltmeere gelebt und gelitten, gelt Marie, du hast's erlebt, dich sandte der barmherzige Gott, um den armen Einsiedler zu trösten und wieder mit dem Leben auszusöhnen, den gesunkenen Mut wieder anzufachen.«

Die Kleine verstand wohl trotz ihrer sechs Jahre den Sinn seiner Worte, denn sie legte liebevoll den einen Arm um den Hals ihres Lebensretters, während sie mit dem andern die große Puppe fest umklammert hielt.

»Waren Sie wirklich ganz allein längere Zeit auf einer Insel?« fragte Erich überrascht, »wie ging denn das zu?«

»Ja, was kann nicht so ein alter Seebär alles erleben, Herr Erich, davon kann ich Ihnen viele merkwürdige Dinge erzählen; fünfzig Jahre bin ich auf den Wogen umhergeschaukelt und war nicht viel älter als Sie, als der kleine rote Felsen hier, auf dem ich geboren und nun mein Leben beschließen will, mir schon zu enge wurde. Immer trieb es mich hinaus in die Ferne, ich ruhte nicht, bis mein Vater mich jedesmal auf seiner Schaluppe mit nach Hamburg nahm, wenn er Fische dorthin brachte und Waren für den Winterbedarf auf die Insel holte. Dort bewunderte ich dann nicht die schönen Paläste der reichen Leute, sondern am meisten die großen, stolzen Dreimaster aus allen Weltteilen, die im Hafen vor Anker lagen, und bat und flehte, daß mein Alter mich auf einem solchen als Schiffsjunge anbringen solle. ›Erst deine Schuljahre durchlernen und, wenn du vierzehn Jahre alt bist, dein Glaubensbekenntnis vor unserm Herrgott ablegen‹, gab er mir dann stets zur Antwort, und er hielt Wort, und tat recht daran. Ich aber lernte von da an doppelt so fleißig, damit es schnell ginge, und als ich mit guten Zeugnissen aus der Schule entlassen, zum erstenmal zur heiligen Kommunion gegangen war, da ging mein heißer Wunsch in Erfüllung, der Vater brachte mich nach Hamburg, und auf dem stolzen Schiffe ›Neptun‹ trat ich die erste große Reise nach Afrika an. Dreimal habe ich seitdem Schiffbruch erlitten, bin gar oft in Gefahr gewesen, von den Haifischen verschlungen oder von den Kannibalen verzehrt zu werden –, aber unser Herrgott kam immer zur rechten Zeit mit seiner Hilfe.«

»Bitte erzählen Sie mir das alles, lieber Herr Hamke, aber zuerst Ihr letztes Abenteuer, wie und wo Sie Marie gerettet haben.«

»Also das Beste zuerst!« lachte der Quartermeister, »eigentlich heißt das Sprichwort: ›Das Beste zuletzt‹, nun meinetwegen um dieses kleinen Blondkopfs willen, der die Hauptrolle dabei spielt. Gelt Mutter, es sind jetzt ungefähr sechs Jahre her, als ich zuletzt von dir Abschied nahm und du mich nach Hamburg begleitetest, um deine Waren einzukaufen?« - »Ja, sechs lange Jahre, Gott sei's geklagt!« sagte die gute Frau, »und du hattest mir versprochen, höchstens drei fortzubleiben; was wäre wohl aus mir bei dem einsamen Leben geworden, wenn mir nicht mein Geschäft soviel Arbeit gebracht hätte, über die ich den Kummer und die Sorge um dich mitunter vergaß.«



»Ja, Mutter, du weißt doch, wie es im Seemannsleben hergeht, da kann man nicht über seine Zeit bestimmen, wenn man bald nach dem Norden, bald nach dem fernsten Süden verschlagen wird, und man dann noch dazu acht Monate auf einer einsamen Südseeinsel zubringen muß.«

»Die ersten zwei Jahre blieb ich auf dem Walfischfänger, das hübsche starke Schiff, auf dem du mich damals von Hamburg abfahren sahst, aber das Leben auf demselben, und die schmutzige Arbeit, der stete Trangeruch gefielen mir

nicht recht, und ich ging auf die schmucke, große englische Brigg ›Meridian‹ als Quartermeister, dessen braver Kapitän Hudson mir auf den ersten Blick Vertrauen einflößte. Ich habe es auch nie bereut, denn er ist nicht nur ein sehr tüchtiger Seemann, sondern auch gutherzig und menschenfreundlich, so wie ich keinen zuvor gefunden. Die Brigg gehörte zur Hälfte ihm selbst und zur Hälfte einem Reeder in Liverpool, und brachte das kostbare Sandelholz, das Kapitän Hudson auf den Inseln des Stillen Ozeans von den Eingeborenen im Tauschhandel holte, nach China, wo es sehr gesucht und gut bezahlt wird. – Drei Jahre war ich mit ihm ungefähr gefahren, da hörten wir eines Tages von dem Holzhändler einer großen, von gefährlichen Felsenriffen und Sandbänken umgebenen Insel, der zu uns an Bord kam, daß tags zuvor in der Nähe eine englische Brigg verunglückt sei. Der hartherzige Mensch hatte sich aber nicht die Mühe gegeben, seine Leute auszuschicken, um nach den armen schiffbrüchigen Seeleuten zu suchen, trotzdem er wußte, daß die Inseln in der Nähe von heimtückischen Wilden bewohnt sind, die im Verdacht stehen, Kannibalen zu sein. Mein hochherziger Kapitän wagte freilich nicht, unsere Brigg den gefährlichen Riffen zu nahe zu bringen, aber er befahl mir, sofort unser größtes Boot zu bemannen und herabzulassen, welches er dann selbst mit mir bestieg. Wir nahmen Lebensmittel und auch Waffen mit für den Fall, daß wir von den Eingeborenen angegriffen würden, und ruderten sofort nach der Richtung, wo das Schiff gestrandet war. Bald fanden wir dasselbe als völliges Wrack, mit gebrochenen Masten und ganz auf der Seite liegend, und waren überzeugt, daß die Besatzung von den hochgehenden Wellen hinweggespült, wohl teilweise ertrunken sei. Obwohl wenig Aussicht, noch einige der Unglücklichen zu finden, versuchten wir es natürlich doch und ruderten in die Bucht, wo schon zahllose Schiffstrümmer angetrieben waren; der Kapitän ließ eine Wache zurück, und führte uns dann durch die Klippen quer über die felsige, dicht bewachsene Insel; da

sahen wir von der entgegengesetzten Seite ein Boot rasch heranrudern. Für den Fall, daß es von Eingeborenen bemannt war, mit denen wir nicht gern in Konflikt kommen wollten, verbargen wir uns schnell hinter dichtem Gebüsch, hörten aber bald darauf das Geschrei eines Kindes, den Ruf: »Rette mich, Mutter, rette mich!« Schnell stürzten wir aus unserm Versteck und kamen gerade zur rechten Zeit, um eine arme weiße Frau, die ihren fünfjährigen Knaben umschlungen hielt, und in ihrer Todesangst auf die Knie gesunken war, von den Wilden, die sie gepackt hatten, zu befreien. Ein Schuß aus meinem Revolver traf den Anführer in den Arm, und mit wüstem Geschrei liefen alle, als sie unsere bewaffneten Matrosen erblickten, zum Strand in ihr Boot zurück. In diesem Augenblick kamen auf den Lärm von einer andern Seite noch sechs schiffbrüchige Engländer, die uns erzählten, daß sie abends zuvor nebst der Frau des ertrunkenen Kapitäns und ihrem Kinde von den Wellen ans Land getrieben seien.

»Wie glücklich waren sie und auch wir über diese unverhoffte Rettung, denn ohne unsere Ankunft wären die armen erschöpften Menschen, die seit langem ohne alle Nahrung und ohne Waffen waren, sicher den Wilden in die Hände gefallen, die auf all diesen Inseln für sehr schlimme Kannibalen gehalten werden.

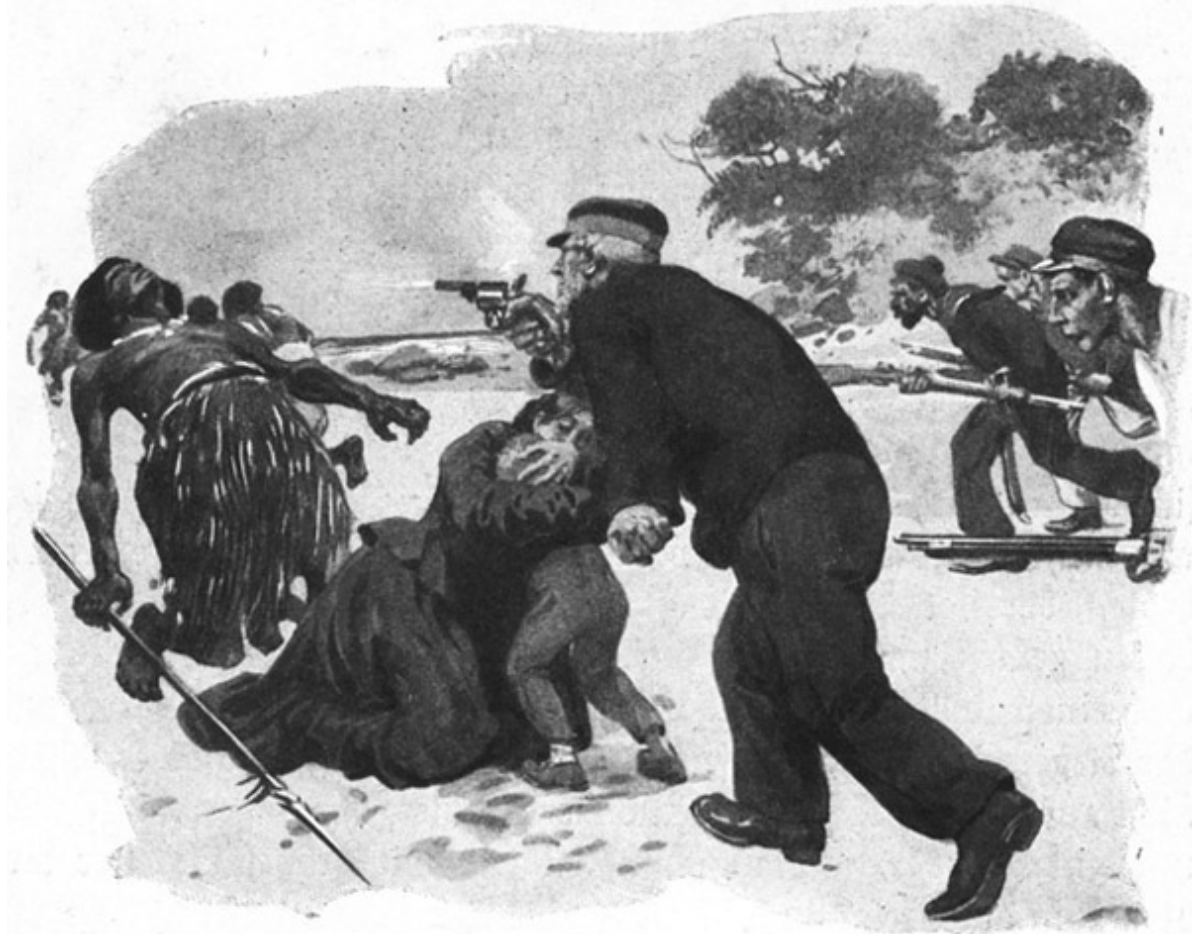
»Wir führten sie nun eiligst nach unserem großen Boote, erquickten sie mit Speise und Trank, und kehrten dann mit ihnen zu unserer Brigg zurück, wo sie uns ihre Schicksale erzählen mußten. Die arme junge Frau war offenbar sehr krank und ihr Herz fast gebrochen über den jähen, schrecklichen Tod ihres Mannes, der sie in der höchsten Gefahr mit ihrem Knaben an den gebrochenen Mast gebunden hatte, mit dem sie an den Strand getrieben waren und erst am folgenden Morgen von den Matrosen, welche

durch Schwimmen die Küste erreichten, losgebunden wurden.

»Unser braver Kapitän tat zu ihrer Pflege alles, was möglich war; ehe wir weitersegelten, sandte er noch ein Boot ab, um das Wrack aufzusuchen und wenn möglich, noch einiges von dem Eigentum der Unglücklichen zu retten. Wie froh waren wir, als die Leute mit mehreren Kisten zurückkamen, worin nicht nur Geld und Wertpapiere, sondern auch Kleider und Wäsche für sie und ihren Knaben verpackt waren, sie selber schien völlig teilnahmslos, bekam ein heftiges Fieber und Gelenkrheumatismus, und Kapitän Hudson beschloß, sie so rasch als möglich in die Behandlung eines Arztes nach Valparaiso und von da nach England zu ihren noch lebenden Eltern, wenn es möglich war, zu bringen, da er ohnedies Sehnsucht nach seiner eigenen Familie in Liverpool hatte.

»Als er mir dies eines Morgens mitteilte, befanden wir uns gerade in der Nähe einer mir bekannten, ganz unbewohnten kleinen Insel, die ich früher mehrmals mit Kameraden besucht und mich stets sehr über die schattigen Bäume und Früchte gefreut hatte. Wir bemerkten dabei, daß Seehunde in großen Scharen gegen Abend an den Strand zu kommen pflegten, und hatten damals große Lust, einige Zeit dort zu bleiben, um die Tiere zu erlegen, deren Felle man in England so gut bezahlt, weil sie zu den kostbaren Pelzmänteln der reichen Damen verwendet werden. Aber ich konnte zu jener Zeit, in welcher ich noch sehr jung war, die Erlaubnis des Kapitäns nicht erhalten; jetzt wandelte mich wieder die Lust an, einige Monate auf der herrlich grünen Insel zu leben, und mir für die alten Tage, wo das Seemannsleben doch zu anstrengend wird, durch den Seehundsfang ein hübsches Sümchen zu verdienen, da ich durch einen Schiffbruch einige Jahre früher alle Ersparnisse verloren hatte, und nicht mit leeren Händen zu meiner Frau zurückkehren mochte. Durch die aufgenommenen sechs Seeleute, unter denen

einer schon lange Bootsmann gewesen, war unsere Besatzung auf dem ›Meridian‹ überzählig, ich konnte gut entbehrt werden, und da drei Kameraden große Lust hatten, an meinem Unternehmen teilzunehmen, sprach ich mit unserm freundlichen Kapitän über den Plan. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, sah auch ein, daß ich nachgerade in dem Alter war, um mich zur Ruhe zu setzen, und daß ich durch den Gewinn vieler Seehundsfelle Aussicht auf einen reichen Verdienst hatte. So versprach er uns denn nach etwa vier bis fünf Monaten, falls ihn kein Unglück träfe, zurückzukehren, um uns von der Insel abzuholen, und gab uns bereitwillig ein Boot, Proviant, Werkzeuge und Segeltuch zum Bau eines Zeltes und einer Hütte, sowie große Fässer mit Trinkwasser und Salz, und einen kleinen eisernen Kochofen mit dem nötigen Geschirr, auch leere Kübel, in denen wir das gewonnene Öl und Fleisch der fetten Seehunde aufheben konnten. Auch mit zwei Laternen und Feuerzeug hatten wir uns versehen, so fehlte uns nichts, und nachdem ich die letzten fünf Jahre immer auf dem Wasser zugebracht, selten festen Boden unter den Füßen gehabt hatte, hoffte ich nun auf der reizenden Insel in dem gesunden Klima einmal ein recht angenehmes, sorgloses Leben mit den Kameraden zu führen und noch dazu auf leichte Weise viel Geld zu verdienen.



»Aber Sie wissen wohl, junger Herr, der Mensch denkt, und Gott lenkt; wie bald bereute ich meinen Schritt, als eine schwere Zeit für mich kam. Schon in dem Augenblick, als der ›Meridian‹ die Anker gelichtet und ich seine Segel in der Ferne verschwinden sah, überkam mich ein mir unbegreifliches, trauriges Gefühl - wie eine böse Ahnung von kommendem Unheil. Ich kämpfte dagegen an mit aller Willenskraft, zu ändern war nun nichts mehr, und da fleißige Arbeit am besten die Grillen vertreibt, machte ich mich schnell mit den drei Leuten ans Werk, um zuerst ein Zelt aufzuschlagen, dann Holz zu fällen und zu sägen, um unsere Hütte damit zu bauen. Nach wenigen Tagen waren wir hiermit fertig; unter den Kameraden war ein Zimmermann und ein Tischler, die ihr Handwerk gut verstanden, sie verfertigten Tische und Bänke, sowie erhöhte Lagerstätten

für unsere Matratzen und Decken; der Kochofen stand in der Mitte, so war unsere geräumige Wohnung bald ganz gemütlich. Der dritte Gefährte war Schiffskoch gewesen, er sorgte für unsere Mahlzeiten, kochte das Fleisch der erlegten Seehunde, das freilich gerade kein Leckerbissen war, aber man gewöhnt sich daran, auch sorgte unser Fischfang für Abwechslung, und da wir mehrere Tonnen Mehl vom braven Kapitän Hudson erhalten hatten, bereitete der Koch recht gute Speisen, und selbst das Brotbacken gelang ihm in dem guten Ofen vortrefflich. Wir gruben auch einen Keller für unsere Vorräte und einen Wasserbehälter, um das Regenwasser darin aufzufangen, denn eine Quelle gab es leider nicht auf der Insel. So gingen die ersten vierzehn Tage recht schnell und gut vorüber, und nun mußten wir mit größerem Eifer als bisher an die Seehundsjagd gehen; die Tiere kamen meistens gegen Abend und frühmorgens in großen Scharen an den Strand, wie sie es seit vielen Jahren ungestört so gewohnt waren, wir brauchten sie nur zu töten und dann Fell und Fleisch zu verarbeiten, das Fett zu Brennöl auszukochen.

»Aber sehr bald gingen die ersten Sorgen für mich dadurch an, daß meine Kameraden schon nach kurzer Zeit dieser Arbeit überdrüssig wurden, sie mochten viel lieber in unserm Boot umherkreuzen und Fische fangen, mehr als wir brauchten. Sie waren eben noch jung, kannten den Wert des Geldes, die Sorge für das Alter gar nicht, und alle meine Vorstellungen waren vergebens, was dann anfangs Anlaß zu kleinen Streitigkeiten zwischen uns gab. Da ich aber ein sehr friedliebender, nachgiebiger Mensch bin, ließ ich sie endlich ihre Wege gehen, und ich ging die meinigen und arbeitete allein, warnte sie nur immer, sich in dem kleinen Boote nicht zu weit von der Küste zu entfernen.

»Ich alter, erfahrener Quartermeister kannte ja besser wie sie die Gefahr, wenn in diesen Gegenden ein Sturm mit

furchtbar zerstörender Gewalt losbricht, aber die Jugend glaubt leider nicht immer dem Alter und befolgt nicht immer guten Rat. So sah ich denn eines Tages mit Schrecken, daß die Kameraden sich sehr weit aufs Meer hinausgewagt hatten, die tiefe Windstille hatte sie dazu verleitet, und sie bemerkten sicher nicht wie ich die kleine Unheil drohende Wolke am fernen Horizont, die sich immer weiter ausbreitete, und mit großer Schnelligkeit näher kam und die Sonne verdunkelte.

»Mit großer Angst beobachtete ich ihr jetzt aufgezogenes Segel in der Ferne und betete zu unserm Herrgott, er möge sie noch die Bucht erreichen lassen, ehe das Unwetter losbrach – aber in jenen Zonen geht es gar schnell. Sie glauben gar nicht, junger Herr, was es heißt um so einen Tornado, er dauert nicht lange, aber er ist desto furchtbarer, und wehe den kleinen Fahrzeugen, die er ergreift und umherschleudert wie einen Spielball. So wartete und betete ich denn vergebens, unser Herrgott hatte den Untergang meiner armen Gefährten beschlossen.

»Als die Nacht hereinbrach und der Sturm vorüber war, zündete ich auf dem höchsten Hügel der Insel ein großes Feuer an, das ihnen als Wegweiser dienen konnte, falls sie noch am Leben waren. Ich unterhielt dasselbe die ganze Nacht hindurch und fachte es zu großer feuriger Lohe an, und als dann der neue Morgen mit völliger Windstille und blauem Himmel anbrach, spähte ich mit dem Fernrohr wieder nach ihnen aus. Aber kein fernes Segel, kein Boot war zu entdecken, dann tröstete ich mich noch mit der leisen Hoffnung, daß sie vielleicht aus einer benachbarten kleinen Insel Schutz vor dem Sturme gesucht und endlich zurückkehren würden, aber ich hoffte vergebens und wußte nun, daß sie durch ihren Leichtsinn, ihre Waghalsigkeit, ihr junges Leben eingebüßt hatten, und daß ich fortan allein – ganz allein auf der Insel weiterleben mußte, bis Kapitän

Hudson mit dem ›Meridian‹ vielleicht erst in vier Monaten zurückkehren würde, um mich zu erlösen.

»Die armen Kameraden, ich bedauerte sie sehr, bedauerte mein eigenes schweres Los – aber was half's, ich mußte es tragen, mußte auf unsern Herrgott hoffen und bauen, der vielleicht bald ein anderes Schiff vorüberführen würde, das mich mitnehmen könnte. Dieser Gedanke rüttelte mich endlich aus meinem dumpfen Hinbrüten, und ich machte mich schnell ans Werk, um an einer hohen Stange auf der Spitze des Hügels ein Stück Segeltuch als Notflagge zu befestigen. Dann ging ich wieder an meine gewöhnliche Beschäftigung, machte mir eine tägliche Arbeitseinteilung, las zuerst jeden Morgen ein Kapitel in der Bibel, wie ich das von meiner Kindheit an gewohnt bin, machte dann in einen großen Stock *einen* Einschnitt und am Sonntage *zwei*, um die Zeit zu berechnen. Wir hatten leider vergessen, vom ›Meridian‹ einen Kalender und Papier und Tinte mitzunehmen; dann ging ich auf die Seehundsjagd, richtete nachher Fell und Fleisch her und bereitete zwischendurch meine Mahlzeiten. So vergingen doch drei Monate – wenn auch einsam und in oft schrecklich trüber Stimmung – weit schneller, als ich gedacht, aber kein einziges Schiff war an der einsamen Insel vorübergefahren, und ich hatte täglich scharf danach ausgespäht.

»Eines Abends war ich wie gewöhnlich vor Dunkelwerden mit meinem Fernrohr zur Fahnenstange auf den Hügel gestiegen, von wo ich den weitesten Auslug über den Ozean nach allen Seiten haben konnte und bemerkte, daß da oben eine scharfe Brise durch die Bäume pfiß, sowie alle Anzeichen eines nahen Orkans. Schäumend und brüllend brachen sich die Wogen gegen die felsige Küste der Insel, und der Horizont war im Westen geradezu pechschwarz, ich wollte daher eiligst den Schutz meiner Hütte aufsuchen, da entdeckte ich, mich umdrehend, in weiter Ferne ein großes

Segel. Mein Herz klopfte heftig, teils vor Freude, aber auch vor Angst; der ›Meridian‹ konnte es noch nicht sein; würde das fremde Schiff vorübersegeln, oder würde der Kapitän den Kurs nach der Insel einschlagen, um in der Bucht Schutz vor dem Sturm zu suchen, würde er dabei nicht zwischen die gefährlichen Riffe an der Ostküste geraten? Diese sorgenvollen Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe, und jedenfalls mußte ich ihnen zum Wegweiser an der Westküste ein Leuchtfeuer anzünden. Schnell trug ich alles dazu herbei, und bald blies der Sturm die hellen Flammen empor, die ich stundenlang unterhielt, obgleich ich mich kaum aufrecht halten konnte bei dem gewaltigen Toben des Orkans, aber kein Schiff kam in die Nähe, und überzeugt, daß es nicht den Kurs nach der Insel gesteuert, ging ich nach Mitternacht, als der nun strömende Regen mich bis auf die Haut durchnäßt hatte und die Wucht des Tornados sich zu legen anfing, zu meiner Hütte zurück. Nachdem ich meine Kleider gewechselt, und mich müde und tranig auf mein Lager geworfen hatte, schlief ich trotz Wogengebrüll und sorgenvoller Gedanken sehr schnell ein, aber nach einigen Stunden erweckte mich plötzlich ein heftiges Hundegebell. Ueberrascht und noch nicht klar darüber, ob ich wohl nicht lebhaft geträumt, zündete ich die Laterne an, sah auf meiner Uhr, daß es zwei Uhr morgens war und horchte aufmerksam, aber alles blieb still, und schon wollte ich mich wieder niederlegen, da hörte ich wieder ganz in der Nähe heftiges Bellen, und gleich darauf ein Scharren und Kratzen an meiner Tür. Voll Freude öffnete ich schnell genug, und richtig, da stand ein großer, prächtiger Neufundländer vor mir, blickte mich mit den klugen Augen an, sprang an mir empor, zerrte an meiner Jacke, lief dann wieder zur Tür und schaute sich nach mir um, als ob er sich überzeugen wolle, daß ich ihm folge, und fest überzeugt, daß das kluge Tier mich zu Menschen in großer Gefahr holen wollte, nahm ich meine Laterne und ging mit. Er lief freudig bellend voran, aber nicht nach der Ostseite, wo die Bucht einen sicheren Hafen für

große Schiffe bildete, sondern quer über die Felsen bergauf und bergab, immer wieder von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um nach mir zu sehen, da ich bei meinem Alter und nicht so schnellfüßig wie er, natürlich oft weit zurückblieb.

»Endlich hatten wir den Strand erreicht, das Unwetter war ganz vorüber, der Mond brach durch die Wolken, und bei seinem matten Schein erblickte ich in einiger Entfernung zwischen Sandbänken und Klippen ein Schiff ohne Masten, von dessen Deck die Wellen des noch immer aufgeregten Meeres tobend und zischend alles hinwegfegten. Der Hund war ins Wasser gesprungen, und als ich keuchend und erschöpft von dem schnellen nächtlichen Gange über die beschwerlichen Felsen so nahe wie möglich an die wild schäumende Brandung trat, sah ich, wie er an einem langen Stücke des zerbrochenen Mastbaumes zerrte, und es mit lautem Gebell an den Strand zu ziehen suchte. Schnell erfaßte ich dasselbe und entdeckte zu meinem Schrecken, daß nebst zerfetzten Segelresten ein kleines menschliches Wesen daran befestigt war. Mit verdoppelter Anstrengung und laut klopfendem Herzen hatte ich endlich das arme Kind ans Land gezogen und sah beim Schein der Laterne, daß die Augen geschlossen und das marmorbleiche Gesichtchen kein Zeichen des Lebens verriet. Ich konnte kaum atmen vor Angst und Aufregung, und schnitt mit zitternden Händen die dicken Tuae los, die das anscheinend tote kleine Mädchen an das Holz fesselten.«

Selbst jetzt in der Erinnerung an jene angstvollen Stunden atmete der biedere Bootsmann tief und schwer, und blickte liebevoll auf die kleine Heldin seiner Erzählung, die offenbar nicht zuhörend neben dem großen prächtigen Neufundländer am Boden saß, ihm abwechselnd den Kopf streichelte, und die Puppe auf seinem breiten Rücken reiten ließ. Frau Hamke trocknete sich die Augen mit dem Schürzenzipfel, und Erich

schüttelte erregt und mit leuchtenden Augen dem braven Retter die Hand.

»War sie lange scheinot?« fragte er in großer Spannung, während der Alte die Asche aus seiner Tonpfeife klopfte, aus der er von Zeit zu Zeit bei seiner Erzählung einen Zug getan, und seine Gattin ihm ein zweites Glas Grog einschenkte.

»Nicht gar so lange, denn ich nahm sie auf meine Arme und lief mit ihr auf einem kürzeren weniger beschwerlichen Wege nach meiner Hütte, da keine Minute zu verlieren war, um die Belebungsversuche anzustellen. Ich riß ihr die nassen Kleider vom Leibe, während der treue Hund immerfort ihre kalten Hände und Arme leckte, dann legte ich sie in mein Bett und wärmte schnell am Ofen, der in jener ziemlich rauhen Jahreszeit Tag und Nacht heiß war, ein Flanellhemd, wickelte sie hinein, rieb ihr die Füße und flößte einen Löffel voll Brantwein in ihren kleinen Mund. Auch die Stirn rieb ich ihr damit, kurz ich versuchte alles, was mir für solche Fälle bekannt war, und, Gott sei gedankt, endlich gelang es, ich jubelte laut, als sie die großen braunen Augen aufschlug und mich erschreckt anblickte. »Fürchte dich nicht, liebes Kind«, tröstete ich, »du bist bei einem Freunde«, und als der Hund seine Tatzen auf das Lager legte und ihr Gesicht und Hände leckte, schien sie offenbar etwas beruhigt, denn sie sah nicht mehr so angstvoll zu mir auf, konnte aber offenbar vor Schwäche noch nicht sprechen. Ich wärmte nun schnell etwas Kaffee, den ich sie trinken ließ, aber sie lag doch noch etwa eine Stunde ohne ein Wort zu sagen, schloß abwechselnd die Augen, dann blickte sie wieder scheu umher.